

# Angelhaken aus dem Magdalénien?

Autor(en): **Vogt, E. / Bandi, H.-G,**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Ur-Schweiz : Mitteilungen zur Ur- und Frühgeschichte der Schweiz  
= La Suisse primitive : notices sur la préhistoire et l'archéologie  
suisses**

Band (Jahr): **10 (1946)**

Heft 2

PDF erstellt am: **23.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-1034672>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

# UR-SCHWEIZ - LA SUISSE PRIMITIVE

Mitteilungen zur Ur- und Frühgeschichte der Schweiz

Notices sur la Préhistoire et l'Archéologie Suisses

---

Basel-Bâle

X, 2

Juni-Juin 1946

---

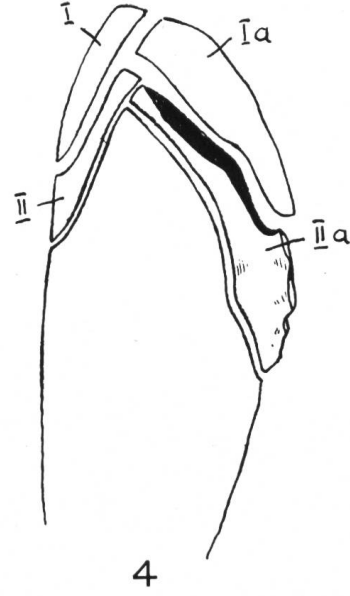
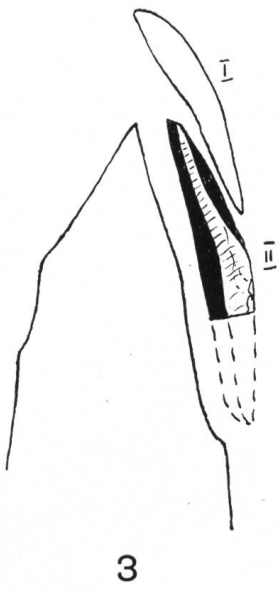
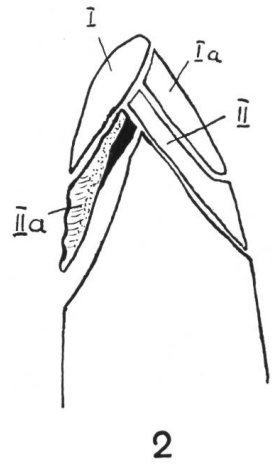
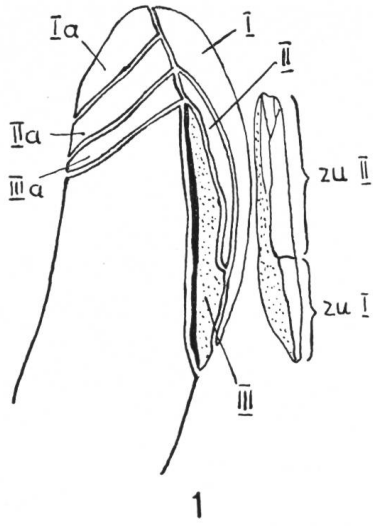
## Angelhaken aus dem Magdalénien?

Die Frage nach der Zweckbestimmung prähistorischer Fundstücke gehörte schon immer zu den besonders wichtigen Aufgaben der Urgeschichtsforschung. Die ergologische Interpretation unseres Arbeitsmaterials ist schon deshalb unbedingtes Erfordernis, weil die Schlüsse auf Kulturstand und soziale Verhältnisse ganz darauf beruhen. Verschiedene Methoden werden dabei angewandt. Die des Vergleiches mit dem Kulturgut moderner Primitiver gehört nicht zu den unergiebigsten, aber auch nicht zu den ungefährlichsten. Die einfache Übereinstimmung von Formen genügt nicht immer zu einem sicheren Schluss. Schon an scheinbar recht klaren Fällen lässt sich dies darlegen. Wie oft werden etwa spitze oder blattförmige Silexklingen aus Pfahlbauten als Lanzenspitzen bezeichnet, denn es gibt ja z. B. auf den Admiralitätsinseln prachtvolle Speere mit Obsidianspitzen. Kommt nun aber irgendwo in Europa einmal ein solches Stück mit der Schäftung zu Tage, so handelt es sich regelmässig um einen Dolch. Nach dem heutigen Stand unseres Wissens gibt es bei uns im Neolithikum den Speer mit Steinspitze nicht. Vergleiche brauchen also noch möglichst Beweise, die sich aus der Verarbeitung eines Stückes durch den Steinzeitmenschen selbst ergeben. Die scheinbare Zweckdienlichkeit, besonders nach unserer subjektiven Ansicht, genügt keineswegs. Die Bearbeitung selbst muss zeigen, dass der Verfertiger eine Form beabsichtigt hat. Besonders schwierig ist dies natürlich beim geschlagenen Feuersteingerät. Die Formgebung geschah durch verschiedene Arten der sog. Retuschierung. Nur diese lässt uns erkennen, ob der Steinzeitmensch einem Feuerstein mit Absicht eine bestimmte Form gab. Und auch so ergeben sich noch genug schwierige Fälle der Bestimmung. Nicht unwesentlich ist die immer sich wiederholende Form, die zur Definition eines „Typus“ führt. Bei jedem Interpretationsversuch eines Silexgerätes ist also genaueste Kenntnis der verschiedenen Vorgänge der Steinbearbeitung unumgänglich notwendig.

Auf Seite 2 ff. dieses Jahrganges der „Ur-Schweiz“ hat H.-G. Bandi einen solchen Vergleich zwischen Magdalénien-Silices und ethnologischen Geräten durchgeführt. Er führte zur Auslegung einer immer in gleicher Art wiederkehrenden Feuersteinform als Bestandteil eines Angelhakens. Es ergäbe sich also eine willkommene Bereicherung unserer Kenntnis altsteinzeitlicher Geräte – wenn der Vergleich zwingend wäre. Betrachten wir einmal die von Bandi abgebildeten Silices etwas genauer.

Es handelt sich um Stücke, bei denen deutlich eine Art Klinge und ein Stiel zu unterscheiden sind. Der letztere wird durch 2 Flächen bestimmt, die senkrecht zur Klingenoberfläche stehen. Von diesen Flächen ist auf der Abbildung fast immer nur eine sichtbar und meist schattiert wiedergegeben. Nur bei Bandis Abb. 2e sind beide etwas unregelmässigen Seitenflächen zu sehen. Unter diesen gar nicht seltenen Stücken sind für genaue Betrachtung gute Exemplare zu wählen. Auch bei sonstigem Gerät sind ja gute und schlechte, wissenschaftlich schwer verwertbare Typen zu unterscheiden. Es ergibt sich dann folgendes. Die lange Seitenfläche (bei Bandis Abb. 2 immer rechts) besitzt unten (d. h. nach Schlagrichtung eigentlich oben) einen Schlagbuckel, der beweist, dass durch Schlag auf dieses Ende das Stück von einem andern Silex abgesplittert wurde. Die kürzere (linke) Seitenfläche lässt unten hingegen das Negativ eines Schlagbuckels erkennen. Hier wurde also ein anderer Silexsplitter weggeschlagen. Der Stiel entstand also durch 2 Schläge. Wir kennen in der alten Steinzeit verschiedene gestielte Geräte, bei denen die Bearbeitung allerdings durch Feinretusche geschah, weil damit eine präzisere Formgebung möglich war. Das muss auffallen. Wichtig ist aber auch zu wissen, von was für einem Stück die sog. Angelhaken weggeschlagen wurden: immer von Klingen. Diese müssen also, wenn sie nicht weiter verarbeitet wurden, die entsprechenden Negativflächen aufweisen. Bandi hat offenbar nicht versucht, auch diesen nachzugehen. Ich möchte dies deshalb meinerseits tun.

Die Silices, von denen die „Angelhaken“ stammen, sind nämlich keine geringern als die für die jungpaläolithischen Kulturen so wichtigen Stichel. Betrachten wir also kurz die Fabrikation dieses Geräts, und zwar des einfachsten Typs, des sog. Mittelstichels. Am einen Ende einer Klinge werden durch 2 schräge Schläge von oben die Klingenränder so entfernt, dass 2 Seitenflächen entstehen und ein meisselartiges Ende, dessen Schneide rechtwinklig zur Klingenfläche steht. Diese Meisselschneide ist für jeden Stichel charakteristisch. Sie diente besonders zum Längsaufschneiden von Knochen und Geweihstangen, wie längst bekannt ist. Direkt unterhalb der Stichelkante ist bei nicht zu stark abgearbeiteten Exemplaren beidseits das Negativ je eines Schlagbuckels zu erkennen, was eben die beiden Schläge beweist. Die abgesplitterten Stücke müssen also den Schlagbuckel selbst haben. Die Abnutzung der Stichel erforderte häufig ein Nachschärfen der Schneide, was sehr einfach zu bewerk-



Zeichnung E. Vogt.

Abb. 18. Stichelfabrikation und daraus entstehende Abfälle.  
 1 III Winznau-Köpfli (Schweiz. Landesmuseum); 2 IIa und 3 II von ebenda; 4 IIa nach  
 Ur-Schweiz, 1946, Abb. 2 b.

stelligen war. Man wiederholte die beiden Stichschläge. Die neu sich ergebenden Splitter haben nun 2 Seitenflächen, von denen die zuerst entstandene ein Schlagbuckelnegativ, die später entstandene einen Schlagbuckel zeigt, also genau wie die „Angelhaken“. Die „Schneidenpartie“ ist dabei nichts anderes als ein Stück intakter Rand der ursprünglichen Klinge. Bisweilen wurden Stichel auch aus bereits für andere Zwecke retuschierten Klingen hergestellt. Die Reste dieser Retusche sind dann natürlich an der „Schneide“ der „Angelhaken“ wieder zu finden. Ich verdeutliche diese Ausführungen an 4 Abbildungen, bei denen drei Stichelabfälle aus der Magdalénienstation Winznau-Köpfl (Kt. Sol.) und einer der Angelhaken Bandis in den Vorgang eingespannt wurden. Bei Abb. 18, 1 entstand durch die Schläge I und Ia der Stichel. Die Splitter II–IIa und III–IIIa stammen von Nachschärfungen. Ebenso sind bei Abb. 18, 2 I–Ia die ersten Stichelabschläge, II und IIa die einer Nachschärfung. Bei Abb. 18, 3 sind nur die Abfallsplitter einer Seite dargestellt und Abb. 18, 4 weist, wie gesagt, einem „Angelhaken“ seinen Platz zu. Die hakenförmige Einbuchtung wie wir sie hier am untern Ende der rechten Seitenfläche von IIa sehen, ist an vielen Sticheln zu erkennen. Abschläge der Nachschärfungen sprangen häufig kürzer aus als der erste Stichelabschlag, so dass sich an solchen Haken manchmal die Minimalzahl der Nachschärfungen abzählen lässt.

Diese kleinen Silexsplitter sind also nichts anderes als Abfälle. Sie finden sich überall dort, wo Stichel fabriziert wurden, vorausgesetzt, dass auch alle kleinen Splitter bei der Ausgrabung aufgesammelt werden. Ihre Form als solche ist aber nicht gewollt, war nicht das Ziel einer Arbeit, sondern ergab sich notwendig aus einer ganz andern Absicht. Die Herstellung einer bestimmten Form bringt aber häufig auch gleichartige Abfälle hervor.

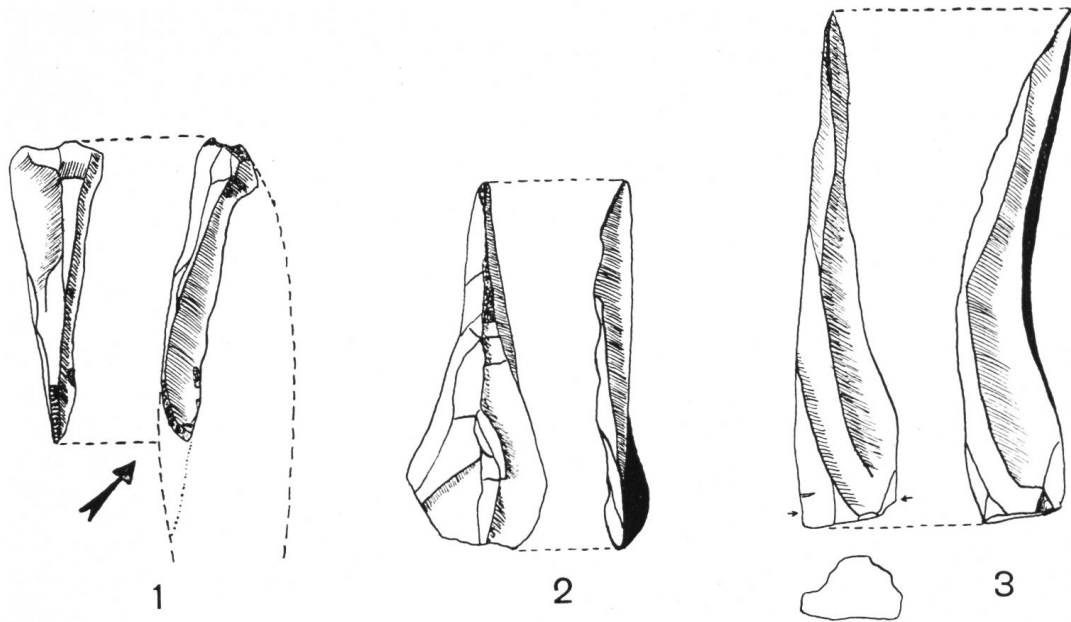
Abfall muss keine Weiterverwendung finden. Diese Splitter konnten an sich für Angelhaken zweckdienlich sein. Da sie aber nicht dafür hergestellt wurden, müssen sie es nicht sein. Der Vergleich mit ethnologischen Stücken widerspricht also den Regeln einer Formvergleichung. Und übrigens deutet H.-G. Bandi selbst an, dass den Magdalénienfischern verschiedene Methoden offen standen, ihre Fischbeute zu bekommen – wie gerade wieder die Ethnologie lehrt.

E. Vogt.

### **Bemerkungen zu der Sticheltheorie**

Dank der Freundlichkeit der Redaktion der UR-SCHWEIZ sind wir in der Lage, noch kurz auf die Ausführungen von E. Vogt einzutreten. Dabei sehen wir uns genötigt, einige Fragen zu behandeln, welche wir den Lesern der Ur-Schweiz ursprünglich hatten schenken wollen.

Die Sticheltheorie ist nicht neu, denn F. Sarasin lehnte sie schon 1918 in seiner bekannten Birstalmonographie mit folgenden Worten ab (Anm. 1): „ . . . Nach diesen Autoren (A. Bardon und J. u. L. Buyssonie) sind es Abschlagstücke von Sticheln, die später als Geräte benützt wurden, eine Theorie, die ich für



Zeichnung H. G. Bandi.

Abb. 19. Angelhaken aus Silex mit Retouchen und breiter Basis, aus dem Vézère-Tal, Dordogne; nat. Grösse, (Mus. f. Völkerkunde, Basel).

meine Funde nicht bestätigen kann . . . . “. Vor allem scheint uns aber die Interpretation gefährlich, welche E. Vogt ihr gibt. Sie identifiziert sich mit der Auffassung, dass nur die durch Serien gleich bearbeiteter, bzw. retouchierter Exemplare belegten Geräte als Gebrauchstypen im Feuersteinmaterial des Urmenschen angesprochen werden dürfen, während es sich bei allen andern um wissenschaftlich nicht verwendbare Ausgangs-, bzw. Abfallprodukte handle. Es mag sein, dass die Heranziehung der Ethnologie für den Prähistoriker mit Gefahr verbunden ist, aber ebenso unvorsichtig ist es sicher für ihn, sie ausser Acht zu lassen. Gerade in diesem Punkte zeigt sie uns nämlich, dass der Naturmensch neben typologisch gut fassbaren Stücken sehr oft auch vollständig atypisches Material als Gerät benützt (Anm. 2). Unseres Erachtens dürfen wir hier keinesfalls zu starr typologisch denken, da wir sonst Gefahr laufen, uns unter Verlust des Kontaktes mit der lebendigen Materie in theoretischen Konstruktionen zu verlieren. Mit andern Worten, wir sollten in der Urgeschichte den geisteswissenschaftlichen Gesichtspunkt nicht zu stark durch den naturwissenschaftlichen verdrängen lassen. E. Vogt übersieht, dass es uns nicht darum geht, einen Typus nachzuweisen, sondern zu zeigen, wie die „gestielten Lamellen“ F. Sarasins, die in den Magdalénienstationen verhältnismässig häufig auftreten, durch Verbindung mit einem Holz- oder Knochenstäbchen als Ersatz für die fehlenden Angelhaken verwendet worden sein können. Die Ausübung der Fischerei ohne Angel in einer gut ausgebildeten Jäger- und Sammlerkultur ist ethnologisch unhaltbar.

Die von E. Vogt neuerdings vorgebrachte Sticheltheorie lehnen wir keineswegs so kategorisch ab, wie F. Sarasin es seinerzeit getan hat. Wir halten es für sehr wohl möglich, dass es E. Vogt sogar noch gelingen wird, sie an Hand von Sticheln mit den daran passenden Abschlügen zu beweisen. Dagegen ist zu betonen, dass

diese Abschlagstücke wenigstens z. T. Zweckretouchen tragen. Dies zeigt, dass sie nicht als ausschliessliches Abfallprodukt gewertet werden dürfen, sondern vom Magdalénien-Wildbeuter weiterverwendet worden sind. Abb. 19, 1 gibt ein solches Stück wieder, dessen Spitze zweifelsohne nachträglich zurechtretouchiert worden ist. Hier liegt also ein aus einem Stichelabschlag absichtlich hergestelltes Gerät, nach unserer Deutung die eine Hälfte eines Angelhakens vor. Schliesslich ist zu sagen, dass ein guter Teil unserer Angelhaken nicht auf dem von E. Vogt beschriebenen Wege entstanden sein können. Dies geht allein schon aus dem Vergleich ihrer oft beträchtlichen Länge mit den besonders im schweizerischen Material eher kurzen Stichel hervor (man beachte, wie lang die Stichel in den Zeichnungen von E. Vogt sein müssten). Dabei ist nicht zu vergessen, dass die Angelhaken an die Seitenflächen, also nur an einen Teil der Stichel passen sollten. Infolge des wenigen zur Verfügung stehenden Platzes müssen wir uns begnügen, abschliessend noch zwei solche Stücke im Bilde wiederzugeben. Abb. 19, 2 zeigt eine „gestielte Lamelle“, deren breite Basis es verbietet, sie mit der Sticheltheorie zu erklären. Bei Abb. 19, 3 handelt es sich um einen Angelhaken mit sehr dickem Ende. Beide Exemplare sind durch Vorbereitungsschläge am Nucleus herausgearbeitet und dann abgesprengt worden. Ihre Spitzen weisen feinste Retouchen auf. H.-G. Bandi

#### **Anmerkungen:**

1. Sarasin, F., Die steinzeitlichen Stationen des Birstales zwischen Basel und Delsberg. Neue Denkschr. der Schw. Nat. Ges., Bd. LIV, Abh. 2 (1918), S. 149.

2. Zum gleichen Ergebnis kommt R. Ströbel bei der Bearbeitung des Feuersteinmaterials der Pfahlbauten (Die Feuersteingeräte der Pfahlbaukultur. Leipzig 1939, S. 82).

## **Cuirasses hallstattiennes au musée de Genève.**

Les armures acquises en 1933 par le Musée d'Art et d'Histoire de Genève ont été découvertes à la fin de l'année 1900 près du village de Fillinges en Haute-Savoie. Elles n'étaient connues pendant longtemps que par un court article de M. Costa de Beauregard dans la Revue archéologique de 1901; je leur ai consacré en 1934 dans *Préhistoire* une étude détaillée à laquelle je renvoie<sup>1)</sup>, et que je borne à résumer ici, avec quelques adjonctions, sur l'aimable invitation de M. le Prof. Dr. Laur-Belart.

La trouvaille, faite fortuitement en élargissant la route, comprenait plusieurs cuirasses en bronze, soit leurs plastrons et leurs dossières. Une dossière appartient maintenant à la collection de M<sup>me</sup> Bashford Dean à Riverdale près de New York<sup>2)</sup>. Le reste, soit trois plastrons et trois dossières, plus ou moins fragmentés<sup>3)</sup> – le plastron no 14059 et la pièce la mieux conservée, entière, à part quelques déchirures et trous – est au musée de Genève. Celui-ci a acquis depuis, en 1939, du même antiquaire, deux minimes fragments de ces cuirasses<sup>4)</sup>.